Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 18 (1924)
Heft: 2

Buchbesprechung: Von Büchern : zwischen Wasser und Urwald
Autor: L.R.

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ist der Darwinismus von unserer Gelehrtenwelt so ziemlich allgemein aufgegeben und ohnehin die „Abstammung vom Affen“ eine Vergröberung Darwins. Etwas Berechtigtes liegt allerdings auch in dieser Reaktion, so grotesk ihre Form ist. L. R.

Bern. An die „Freunde der Neuen Wege“. Die Besprechung des Themas: „Wissen und Glauben“ wird im März fortgesetzt. Es werden zwei Zusammenkünfte abgehalten. Die erste, an der Herr Pfarrer v. Greyerz das einleitende Referat hält, findet statt Sonntag, 16. März, abends 8 Uhr; die zweite am 30. März, abends 8 Uhr, mit Herrn Pfarrer Schädelin als Referenten. Lokal: Volkshaus, Zimmer Nr. 9.

Freunde und Gäste sind jederzeit willkommen.

Der Ausschuss.

Von Büchern

Zwischen Wasser und Urwald.

Als ich vor einigen Wochen zu Strassburg im Begriff war, in den Nachtschnellzug zu steigen, der mich nach Belgien und Holland bringen sollte, kam ein Mann, mir die Hand zu drücken, der zu den eigenartigsten und besten unserer so bösen und doch wieder so guten Zeit gehört. Er war grenzenlos müde von übermenschlicher Arbeit vieler Jahre, hatte den ganzen Tag in einem kalten Raum Kisten vernagelt und stand nun vor einer neuen grossen Anstrengung mancher Jahre die eigentlich eine ganz frische Kraft verlangte. Es war Albert Schweizer, der sich anschickte, wieder an seinen afrikanischen Heilandsposten — man darf wohl dieses kühne Wort wagen — zurückzukehren. Einfach in Kleidung und Benehmen wie ein Arbeiter, jeder Zug Ehrlichkeit, Natürlichkeit, Bescheidenheit und Herzensgüte, stand er da, mich merkwürdig an unsern Professor de Quervain in Zürich erinnernd, so gar nicht der weltberühmte Mann, sondern nur ein Mensch, ein guter Mensch im intensivsten Sinn des Wortes.

Eine Anzahl von unsern Lesern wird den Mann kennen. Er ist durch einige seiner Schriften einer unserer berühmtesten Theologen geworden, ein Pionier auf dem Gebiete, das man die Leben-Jesu-Forschung nennt; dazu ein grosser Organist, der ein bedeutendes Werk über Bach geschrieben hat, und ein Philosoph, dem wir ein Buch über die Kantische Religionsphilosophie verdanken, das auch Bahnbrechendes enthält. (Es machte ihm grosse Freude, als ich ihm mitteilte, dass ein entsprechender Satz in den Text seines ihm von Zürich verliehenen theologischen Ehrendoktors durch mich hineingekommen sei.) Dieser Mann, dem, trotzdem er soviel Geist und Charakter besass, doch eine glänzende akademische und literarische Laufbahn sicher gewesen wäre, erfuhr eines Tages von dem unermesslichen Krankheitselend, das auf der Negerbevölkerung Afrikas laste. „Je mehr ich darüber nachdachte, desto unbegreiflicher kam es mir vor, dass wir Europäer uns um die grosse humanitäre Aufgabe, die sich uns in der Ferne stellt, so wenig bekümmern. Das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus schien mir auf uns gerichtet zu sein. Wir sind der reiche Mann, weil wir durch die Fortschritte der Medizin im Besitze vieler Kenntnisse und Mittel gegen Krankheit und Schmerz sind. Die unermesslichen Vorteile dieses Reichtums nehmen wir als etwas Selbstverständliches hin. Draussen in den Kolonien aber sitzt der arme Lazarus, das Volk der Farbigen, das der Krankheit und dem Schmerz ebenso wie wir, ja noch mehr als wir, unterworfen ist und keine Mittel besitzt, um ihnen zu begegnen.

Wie der Reiche sich aus Gedankenlosigkeit gegen den Armen vor seiner Türe versündigte, weil er sich nicht in seine Lage versetzte und sein Herz nicht reden liess, also auch wir." Und der dreissigjährige Mann studiert Medizin, geht mit seiner Frau an den Ogowe in Aequatorialafrika, in ein besonders schlimmes Klima, um an seinem Teil die Schuld Europas an den Negern abzutragen. Durch sein Buch über Bach und durch Orgelkonzerte bringt er die Mittel dafür auf.

Was er dort auf der Missionsstation von Lambarene in einem halben Jahre gearbeitet und erlebt, das hat er in einem kleinen Buch beschrieben, das der Bedeutung nach ein grosses Buch ist, das alle seine andern übertrifft und überleben wird: „Zwischen Wasser und Urwald" heisst sein Titel.[1]) Dieses kleine Buch kann keiner mehr vergessen, der es gelesen hat; es muss es jeder lesen, der es lesen kann. Ich habe mich schwer geschämt, dass ich das, durch den ewigen Trubel meines Lebens davon abgehalten, noch nicht getan hatte. Ein holländischer Gastfreund hat es mir dann geliehen und in spärlichen Viertelstunden, oft lange nach Mitternacht, und auf Nachtfahrten habe ich es in mich aufgenommen, dabei immer des todmüden Mannes gedenkend, der sich anschickte, wieder in den afrikanischen Urwald zu ziehen, in den täglich erneuten Kampf mit Krankheit, Hitze, Bedrängnis aller Art durch Natur und Mensch.

Was an diesem Buche erschüttert, ist zweierlei: der Blick in das furchtbare Elend des Urwaldes und der Kampf, den ein Mann, unterstützt von einer tapferen Frau, damit führt. Wer von uns hätte gedacht, dass die sog. Naturkinder so furchtbar an Krankheiten, und dazu an solchen Krankheiten litten? Und auch dass unsere Medizin, deren Möglichkeiten geringzuschätzen viele von uns geneigt sind, immerhin doch viel kann, erfährt man bei dieser Gelegenheit. Aber über allem technischen Können taucht die Gestalt dessen auf, der auch vor allem ein Arzt war und „heilte allerlei Krankheit und allerlei Seuche im Volk". Von ihm stammt die heilige Unruhe der medizinischen Arbeit; von ihm sind Männer wie Albert Schweizer inspiriert.

Eine der ergreifendsten Stellen des Buches lautet: „Am häufigsten habe ich es mit Brüchen (Hernien) zu tun. Die Neger Zentralafrikas sind viel mehr mit Brüchen behaftet als die Weissen. Woher dies kommt, wissen wir nicht. Eingeklemmte Brüche (inkarzerierte Hernien) sind bei ihnen also auch viel häufiger als bei den Weissen. In dem eingeklemmten Bruch wird der Darm undurchgänglich. Er kann sich also nicht mehr entleeren und wird durch die sich bildenden Gase aufgetrieben. Von dieser Auftreibung rühren die furchtbaren Schmerzen her. Nach einer Reihe qualvoller Tage tritt, wenn es nicht gelingt, den Darm in den Leib zurückzubringen, der Tod ein. Unsere Voreltern kannten dieses furchtbare Sterben. Heute bekommen wir es in Europa nicht mehr zu sehen, weil bei uns jede inkarzerierte Hernie, kaum dass der Arzt sie festgestellt hat, sogleich operiert wird. „Lasst die Sonne nicht über einer inkarzerierten Hernie untergehen," bekommen die Studenten der Medizin fort und fort eingeschärft. In Afrika ist dieses grausige Sterben aber etwas Gewöhnliches. Schon als Knabe war der Neger dabei, wenn ein Mann sich tagelang im Sande der Hütte wälzte, bis der Tod als Erlöser kam. Kaum fühlt also ein Mann, dass sein Bruch eingeklemmt ist — Hernien bei Frauen sind viel seltener als bei Männern — so fleht er die Seinen an, ihn ins Kanoe zu legen und zu mir zu führen.

Wie meine Gefühle beschreiben, wie solch ein Armer gebracht wird! Ich bin ja der Einzige, der hier helfen kann, auf Hunderte von Kilometern. Weil ich hier bin, weil meine Freunde mir die Mittel geben, ist er wie die, die in demselben Falle vor ihm kamen und nach ihm kommen werden zu retten, wäh-

[1]) Es ist bei Paul Haupt in Bern erschienen.

rend er anders der Qual verfallen wäre ... So lege ich dem jammernden Menschen die Hand auf die Stirne und sage ihm: „Sei ruhig. In einer Stunde wirst du schlafen und wenn du wieder erwachst, ist kein Schmerz mehr.“ ... Die Operation ist vorüber. Unter der dunklen Schlafbaracke überwache ich das Aufwachen des Patienten. Kaum ist er bei Besinnung, so schaut er erstaunt umher und wiederholt fort und fort: „Ich habe ja nicht mehr weh, ich habe ja nicht mehr weh!“ ... Seine Hand sucht die meine und will sie nicht mehr loslassen. Dann fange ich an, ihm und denen, die dabei sitzen, zu erzählen, dass es der Herr Jesus ist, der dem Doktor und seiner Frau geboten hat, hier an den Ogowe zu kommen und dass weisse Menschen uns in Europa die Mittel gaben, um hier für die Kranken zu leben. Nun muss ich auf die Fragen, wer jene Menschen sind, wo sie wohnen, woher sie wissen, dass die Eingebornen soviel unter Krankheit leiden, Antwort geben. Durch die Kaffeesträucher scheint die afrikanische Sonne in die dunkle Hütte. Wir aber, Schwarz und Weiss, sitzen untereinander und erleben es: „Ihr aber seid alle Brüder.“

Es stehen in dem Buche auch viele feine und interessante Gedanken über die soziale Frage bei den Negern, über ihr Verhältnis zum Christentum — doch lassen wir diese hier beiseite. Das, was uns in diesem Buche vor allem erschüttert, ist, wie gesagt, das Krankheitselend Zentralafrikas und die Hilfe, die wir bringen müssen. Denn auch dieses Buch ist eine Pionierarbeit; es öffnet den Blick in eine ganze Welt der Qual, von der wir wenig ahnten — nicht eigentlich das Buch tut das, sondern der Mann, der diesen Weg gegangen ist.[1]) Wer dieses Land der Qual gesehen hat, kann es nicht mehr vergessen. Wir müssen nach auf diesem Weg, wenn nicht in Person, so doch mit unseren Gedanken, unserem Flehen, unserer Mithilfe durch die Tat: „Die, die an sich erfahren, was Angst und körperliches Weh sind, gehören in der ganzen Welt zusammen. Ein geheimnisvolles Band verbindet sie. Miteinander kennen sie das Grausige, dem ein Mensch unterworfen sein kann und miteinander die Sehnsucht, vom Schmerze frei zu werden. Wer vom Schmerz erlöst wurde, darf nicht meinen, er sei nun wieder frei und könne unbefangen ins Leben zurücktreten, wie er vordem darin stand. Wissend geworden über Schmerz und Angst, muss er mithelfen, den Schmerz und der Angst zu begegnen, soweit Menschenmacht etwas über sie vermag, und andern Erlösung bringen, wie ihm Erlösung wird.

Wer durch ärztliche Hilfe aus schwerer Krankheit gerettet wurde, muss mithelfen, dass die, die sonst keinen Arzt hätten, einen Helfer bekommen, wie er einen hatte.

Wer durch eine Operation vom Tode oder der Qual bewahrt wurde, muss mithelfen, dass da, wo jetzt Tod und Qual noch ungehemmt herrschen, der barmherzige Betäubungsstoff und das helfende Messer ihr Werk beginnen können.

Die Mutter, die es ärztlicher Hilfe verdankt, dass ihr Kind noch ihr und nicht der kalten Erde gehört, muss helfen, dass der armen Mutter, da, wo noch keine Aerzte sind, durch einen Arzt erspart bleiben könne, was ihr erspart blieb.

Wie das Todesleiden eines Menschen hätte furchtbar werden können, durch die Kunst eines Arztes aber sanft werden durfte, müssen die, die sein Lager umstanden, mithelfen, dass andern derselbe letzte Trost für ihre Lieben zuteil werden kann.

Dies ist die Bruderschaft der von Schmerz Gezeichneten, der das ärztliche Humanitätswerk in den Kolonien obliegt.“

Wirklich nur ihr? Ist es nicht eine Aufgabe, eine Pflicht für uns alle

---

[1]) Was alles bisher die Mission gerade in dieser Beziehung geleistet, soll darob keineswegs übersehen werden.

und dies umso mehr, als inzwischen der Krieg einen neuen Fluch von uns aus über Afrika gebracht hat? Es ist dort überhaupt viel zu sühnen.

Wir wollen alle besonders auch dieses Helfers dort drüben auf einsamem, schwerem Vorposten des Menschentums und Reiches Gottes gedenken und senden ihm unseren brüderlichen Gruss. Gott segne ihn![1]) L. R.

Briefkasten.

Zu der Frage der deutschen Not veröffentlichen wir einige Stellen aus Briefen deutscher Freunde, die als Aeusserungen wohlorientierter und unabhängiger Menschen Beachtung verdienen.

„Und wenn man die Not und all das Elend betrachtet, das einen rings umgibt, so gibt man sich leicht zufrieden. Ja, es ist schrecklich; auch in mehr ländlichen Verhältnissen, wie sie hier sind, ist die Not schauderhaft gross. In meiner amtlichen Tätigkeit in der Gemeinde — es ist mir das Referat für Kleinrentner unterstellt — muss ich schreckliche Bilder schauen. Unsere Gemeinde mit ihren nicht ganz 3000 Einwohnern zählt etwa 70 solcher Familien oder Einzelpersonen, die früher zum vermöglichen Mittelstande gerechnet wurden und heute vollständig mittellos sind. Und das Betrüblichste ist, dass in der gleichen Gemeinde dann wieder einzelne Familien mit ihrem oft auf unehrliche Weise erworbenem Gelde in Saus und Braus leben können, ohne dass eine gesetzliche Möglichkeit bestände, dem Einhalt zu tun. Aber trotz dem augenfälligen Gegensatz, der sich zeigt, kommen die Massen nicht zur Einsicht, wo sie politisch hingehören. Doch wenn man diese vielen Kinder und andere Schuldlose sehen muss, da ersticken alle andern Erwägungen in einem und übrig bleibt nur das Mitleid!“

* * *

„Wissen Sie — warum ich in der Hauptsache heute an Sie schreibe, weil in der Schweiz eine Hetze einsetzt — Deutschland nicht mehr zu helfen — in Anbetracht der deutschen Neureichen, die in diesen Wochen an den Winterkurorten: St. Moritz, Davos, Arosa usw. ein Schlemmerleben führen. Ja, — das stimmt wohl — und es sind etliche Tausende, aber diese haben, wenn sie auch in Deutschland leben, nichts für die hiesige Not übrig. Und warum sollen deswegen Hunderttausende leiden, weil Herr „Raffke“ in St. Moritz jeden Abend Sekt trinkt. Ja, lieber Freund, das hat mich sehr traurig gestimmt, zumal ich noch dazu aus Holland eine Zeitung erhielt — mit sehr ungünstigem Inhalt: „De Telegraaf — Tweke Blad — van Zaterdag 26. Januar 1924 — Avondblad“ mit einer grossen Schmal-Zeichnung: (1 Bobsleigh mit vier aufgeschwemmten deutschen Schiebern). Text ins Deutsche übertragen: „Hier gleiten wir fröhlich durch das Leben und für die Heimat sorgen die dummen Holländer!“ Ueberschrift: „An schweizerischen Luxusplätzen — Die deutsche Invasion!“ — Diese Zeichnung schadet mehr als 100 Aufsätze, die das deutsche Elend schildern, nützen.

Tatsachen: In einer Stadt wie Dresden musste das einzige Kinderkrankenhaus „Die Kinderheilanstalt“ am 1. Oktober 1923 ihren Betrieb einstellen und schliessen. Der Leiter, Sanitätsarzt Dr. Brückner, hat 29 Jahre ehrenamtlich — mustergültig — diese Anstalt geleitet, erst die beiden letzten Jahre hat er ein Existenzminimum beanspruchen müssen — mit ihm die Oberärzte und die Schwestern. Um diese Anstalt ein Jahr in Betrieb zu halten, sind 36,000 Goldmark erforderlich, die aber von der Stadt Dresden nicht aufgebracht wer-

---

[1]) Das neueste Buch Schweizers: „Kultur und Ethik“, soll in Bälde besprochen werden.